

Nr. 161. **Bromberg, den 19. Juli.** **1934**

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von **Horst Wolfram Geißler.**

(Carl Duncker, Berlin.)

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Sinklar lief im Garten hin und her, geriet immer wieder und überall an den Zaun und begann, unter der Ahnungsfülle dieses Tages zu leiden; die Sonne war am Untergehen, als er die Säge hervorsuchte und sich an die ungewohnte Arbeit machte, die gestürzte Tanne abzusägen und den Weg zu säubern. Die Anstrengung, der Kampf gegen seine eigene Unbeholfenheit in solchen Dingen taten ihm wohl. Er wütete förmlich, schwitzte sehr und bemerkte in Atempausen, während deren er den feuchten Baumstamm feindselig betrachtete, daß er für einen Beobachter vermutlich eine recht komische Figur sein mußte.

Beim Sägen sang er stoßweise, wie er es von ankerhievenden Matrosen gehört hatte; er sang lauter Verwünschungen gegen die Säge, die immer steckenblieb, und gegen das nasse Holz. Aber alle diese Äußerungen machten ihm Luft und befreiten ihn von so vielen, was sich während der letzten Wochen stockend in ihm angesammelt hatte. Schließlich zerknickte das Sägeblatt rettungslos, und es war auch fast ganz dunkel geworden; nur im Westen, über dem sehnsüchtig weiten Moos, war noch eine Sonnenuntergangsahnung hingestreift.

Es muß etwas geschehen! sagte er sich müde im Zimmer. Jetzt muß etwas geschehen! Die Welt steht auf; dabei sitzenzubleiben, ist das Kläglichste, was es gibt. Steckt nicht der Frühling in allen Winkeln — bereit, auf den ersten Amselruf hervorzubrechen? Das Leben, bei Gott, muß gelebt werden! Wir leben in der Welt, aber wir erleben sie nicht mehr! Dieser Hoffmann — wie er dahintoste! Und ich—? Wenn nur — —

Er wurde zornig über diesen Gedanken, weil er mit „Wenn" anfing. Nur das Bedingungslose müßte jetzt gelten! Wenn nur Marianne einmal, einmal nur auf seine Briefe geantwortet hätte! Aber nichts, gar nichts. Sie war ihm dadurch ferngerückt, er verstand sie nicht und konnte sich kaum mehr gegen die Empfindung wehren: sie sei ein Mißverständnis gewesen. Er wollte das nicht zugeben; trotzdem ließ es sich nicht unterdrücken.

Übrigens war der Frühling nicht so wie Marianne. Er war nicht dunkel, glitzernd; seine Sehnsüchte erfüllten sich an Ort und Stelle, nicht jenseits des ewig wandernden Horizonts. Er war blond — Sommer würde aus ihm werden, Ruhe und Mütterlichkeit; seine Unrast war nur Vorbereitung zur Rast... Nein, er glich Marianne nicht! Ohne dessen innezuwerden, dachte Sinklar an Isa. Marianne, das war zuletzt doch die schmerzlich erregende Stimmung des Herbstes, jenes Fort-von-Hier, dahin, dahin... Aber Isa war die Gegenwart, Segen des Daseins, Brot aus der Ackerkrume... Ja — und da sollte man nun wissen, was zu geschehen hatte.

Nach einer höchst unruhigen Nacht und einem Arbeitstag, dessen Eingeschlossenheit mehr Geduld erforderte, als er wert war, ging Sinklar zu Isa und bat sie ganz einfach, ihm zu helfen.

„Wieso?" fragte sie für einen Augenblick unsicher.

Aber so mutig war er nun doch nicht. Er bat sie, ihm zu helfen: Man müsse sich jetzt ja wohl um den Garten kümmern, und dann verstünde er nichts; wenigstens nicht von einem Vorfrühlingsgarten.

„Gerne!" sagte sie und kam mit.

Als sie aber im Garten standen und er wissen wollte, was nun zu tun sei, antwortete Isa: „Gar nichts! Glauben Sie denn, weil es taut, müßte schon der Frühling da sein? Möchten Sie vielleicht schon die Rosen abdecken? Ach, mein Lieber, es kommen noch Nachtfröste — man muß vorsichtig sein mit der Freude... Nein, lassen Sie alles, wie es ist! Lassen Sie alles ganz langsam aufwachen! Nehmen Sie selber es denn nicht sehr übel, wenn Sie plötzlich aus dem Schlaf gerissen werden?"

Sinklar begann eben nachzudenken, weshalb sie ihn dann wohl begleitet habe.

Da sagte Isa: „Ich hatte das Gefühl, daß Ihnen ein bißchen Gesellschaft nichts schaden könnte..." Nebeneinander gingen sie auf dem Gartenweg hin und her. „Sie sind während des Winters recht einsam gewesen — glaube ich..."

„Ja, das bin ich gewesen."

„Und es ist Ihnen nicht sehr gut bekommen."

„Finden Sie?"

„Es ist ein Unterschied, ob die Einsamkeit den Menschen ruhig oder nervös macht."

„Bin ich so nervös?"

„Zum mindesten unruhig. Das ist nicht der Sinn von Mundelfingen!"

„Haben Sie ein Mittel dagegen?"

„Vielleicht..." Pause. „Es geht Ihnen wirklich nicht gut, Sinklar!" sagte sie und blieb stehen. „Ich will nicht wissen, weshalb. Jedenfalls ist es so. Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Vierzig, glaub' ich..."

„Zeit also, langsam vernünftig zu werden. Finden Sie nicht?"

„Dergleichen läßt sich nicht erzwingen. Übrigens gebe ich mir Mühe. Was würden Sie sich darunter vorstellen?"

„Nun — das wissen Sie recht gut!"

Sinklar konnte ihren Blick nicht mehr aushalten und nahm die Wanderung wieder auf. „Wenn man nur genau wüßte, was richtig ist —!"

„Denken Sie einmal nach!" sagte Isa unvermittelt. „Wo waren Sie vor zwölf Monaten?"

„Vor zwölf Monaten?" Er erschrak. „Im Untersuchungsgefängnis — Isa — wegen Mordverdacht! Das ist ja scheußlich!"

„Ja, es hat sich viel geändert seitdem."

Sinklar war ganz aus dem Gleise geworfen. Mit einem Male stand alles wieder da. „Mußten Sie mich daran erinnern?" sagte er gequält und empört. „An diese schreckliche Zeit? Und — überhaupt — es ist wie ein wüster Traum..."

„Der Mensch, sehen Sie, muß manchmal durch solche Träume gehen, um aufzuwachen! Wenn man die Augen öffnet, ist man doppelt froh, daß es nur ein Traum war. Oder sind Sie gar nicht aufgewacht?"

„Gott sei Dank: Ja!" antwortete Sinklar, atmend. „Wenn ich denke, was damals war —! Überhaupt: wie mein ganzes Leben vorher war — sofern man es überhaupt Leben nennen kann... Ach, ja: Es hat sich alles wunderbar geändert!"

„Nun also! Warum sind Sie unruhig? Warum sind Sie nervös? Da erzählen Sie mir gelegentlich von Ihrem ‚Weg ins Wunderbare' und sehen nicht, daß Sie diesen Weg schon gegangen sind! Wohin wollen Sie denn noch? Zum Nordpol? In die Tropen? Da sollen schon vor Ihnen Leute gewesen sein — und was haben die festgestellt? Daß die Welt überall rund ist. Das Wunderbare wohnt überall! Oder glauben Sie Ingenieur, daß es auf einer Kugel einen bevorzugten Punkt gebe? Dann wäre es keine Kugel."

„Aber der Weg!" sagte Sinklar. „Der Weg ist vielleicht schöner als das Ziel!"

„Wissen Sie das so genau?"

„Ja, wissen müßte man es!" sann er.

Isa zuckte die Achseln und schwieg. Sie hatte auch heute nicht gewonnen...

* * *

Eines Morgens lag es da. Auf dem Tisch, stumm und verschlossen. Mit einer Dienstmarke und dem Aufdruck: „Der Schulrat des Kreises Wertenberg."

Adolf Beutelmann, der sich sonst mit Leidenschaft an die Spitze jeder Phalanx zu stellen pflegte, hatte schon lange darauf gewartet — und doch wurde er blaß. Er nahm den Brief, betrachtete ihn vorn und hinten. Die Familie saß schweigend vor dem unberührten Frühstück und sah ihn verstohlen an.

„Na!" sagte Beutelmann und zwang sich zu einem Entschluß. Aber er traute seiner Haltung doch nicht und ging lieber in die Studierstube hinüber. Es gibt Augenblicke, in denen auch Eichenholz und dreifaches Erz die Brust eines Mannes nicht schützen, und nicht immer kann er sich hinter seinem Vollbart verstecken.

Die Behörde teilte ihm mit: Nach sorgfältiger Untersuchung der peinlichen Vorkommnisse, in die er verwickelt worden sei, habe man die Überzeugung gewonnen, daß ein Anlaß zu disziplinarischen Maßnahmen nicht gegeben sei, sondern daß ihm lediglich hiermit ein Verweis erteilt werde. Andererseits dürfte es wohl selbstverständlich sein, daß gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt seine Bewerbung um die ausgeschriebene Stelle des Leiters des Wertenberger Realgymnasiums nicht in Frage kommen könne, weshalb man ihm sein Bewerbungsschreiben beifolgend zurückgebe. Ob er sich unter den vorliegenden Umständen in seiner amtlichen Tätigkeit noch wohlfühlen könne, wolle die Behörde nicht entscheiden; jedenfalls werde man einem Gesuch um längeren Urlaub nicht ablehnend gegenüberstehen.

Beutelmann mußte sich setzen. Dies war, in schonender Form, seine Pensionierung.

Frau Beutelmann steckte den Kopf durch den Türspalt. „Adolf —?"

„Bitte!" sagte er, ohne sich umzuwenden. „Bitte, schicke jemand hinüber: Ich käme heute nicht zum Dienst, ich — fühlte mich nicht wohl... Graumüller möchte mich vertreten!"

„Was ist denn?"

„Später!"

„Der Amtsrichter Freund läßt fragen, ob du heute abend zum Kegeln — —?"

„Der Amtsrichter Freund soll mich in Ruhe lassen! Du hörst doch!"

Adolf Beutelmann blieb mit sich allein. Um ihn hing das Dunkel einer Wetterkatastrophe, Stille vor dem Untergang einer Welt. Er suchte nach Parallelen aus der Geschichte, kam jedoch nach langer Dumpfheit zu dem Ergebnis, daß es keine historische Persönlichkeit gäbe, die so dumm gestürzt sei wie er — sinnlos, zwecklos: ein Mann, der vergessen hatte, was er seiner Stellung schuldig war. Es geschah ihm recht. Beutelmann kämpfte schwer mit dieser Wahrheit; eine bittere Tragödie spielte sich hinter dem Vollbart ab... Und weshalb zum Teufel, weshalb war alles dies geschehen? Wirklich wegen einer kleinen Schauspielerin?

Der Grund liegt tiefer! dachte er und zerfaserte seine sonst so einheitlich gegossene Persönlichkeit. Der Grund ist der Pferch dieses Daseins, in dem man steckt und von dem man sich jahrelang einredet, daß er eine Wohltat sei. Plötzlich geht es dann mit einem durch... Er seufzte tief. Die Götterdämmerung war in sein Leben eingebrochen, und nichts blieb zu wünschen als das Ende. Denn — dies fühlte auch der Direktor Adolf Beutelmann — ein pensionierter Wotan ist eine lächerliche Figur... Da saß man. Stunden vergingen.

„Adolf!" sagte die bekannte Stimme in der Tür. „Komm! Das Essen steht auf dem Tisch. Es gibt Zwetschgenknödel — deinetwegen! Na?"

Er stand auf, ganz erfüllt von reinigender Bitterkeit. Götterdämmerung — Zwetschgenknödel... Wie weit gespannt ist doch das Leben!

* * *

An Hoffmanns Bett stand der Sanitätsrat Dobler mit Sinklar; die beiden hatten sich auf der Straße getroffen.

Dobler steckte das Stethoskop in die Tasche und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Seien Sie recht vorsichtig, mein Lieber! In Ihrem Alter ist mit Erkältungen nicht zu spaßen. Sie haben auch Fieber. Ja, der Frühling! Also: Warmhalten — Aspirin schlucken — schwitzen! Zum Nachmittag schicke ich Isa hinüber — die soll sich um Sie kümmern!"

„Aber weshalb denn?" sagte Hoffmann eigensinnig. „Wenn Sie in Ihrem Leben so oft erkältet gewesen wären wie ich — —"

„Dann hätte mich der Teufel schon längst geholt! Ja... Und Ihnen kann das auch passieren! Kommen Sie mit, Sinklar?"

Nein: Sinklar blieb noch ein bißchen. Er setzte sich zu Hoffmann, recht besorgt.

„Zu dumm!" sagte der Alte hinter dem Doktor her. „Ich bin noch nicht so weit... Na, und Sie? Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen, was?"

„Früher haben Sie mich manchmal besucht."

„Ja, früher. Aber ich wollte Sie nicht stören — seitdem."

„Seit wann?"

Hoffmann zwinkerte ihm zu. „Wie ich Sie kenne, sind Sie in furchtbaren Konflikten. Oder —?"

Sinklar schwieg.

„Eben dabei wollte ich Sie nicht stören."

„Welche Konflikte?"

„Schieben Sie mir, bitte, das Kissen unter den Kopf! Danke... So — jetzt bin ich bereit, Ergießungen entgegenzunehmen!"

„Aber ich", sagte Sinklar, von dem ironischen Ton geärgert, „bin nicht bereit, Ihnen etwas zu erzählen. Was mir im Herzen herumgeht, läßt sich nicht so von oben herunter behandeln. Ich wollte mit Ihnen sprechen, ja; aber jetzt tue ich es nicht. Übrigens: Wundern Sie sich denn nicht, daß ich nicht im Bureau bin?"

„Sie werden eine halbe Stunde später hinkommen."

„Nein, ich werde überhaupt nicht hinkommen! Denn ich habe mir für heute freigeben lassen."

Der Alte pfiff durch die Zähne.

„Ich verreise..."

„So, so?" sagte Hoffmann. „Gibt es jetzt in der Weltgeschichte noch einen, der alljährlich einmal nach Wertenberg fährt? Dann brauch' ich ja von diesem Bette nicht mehr aufzustehen."

Sinklar schüttelte den Kopf, wünschte dem Alten gute Besserung und ging. Nicht geärgert, sondern weil es wirklich Zeit war für den Zug nach Wertenberg. Er hatte sich entschlossen: Das Leben, wie er es in den letzten Wochen geführt hatte, war kein Leben, es war ein Balancieren; man mußte wieder auf festen Boden kommen — in irgendeiner Weise, und ohne auf eine Daseinslüge zu bauen.

Der Tag schien für Klarheit geschaffen. Über dem weiten, erwartungsvollen Lande stand die Sonne, und nur, wenn die Bahn einen waldigen Hügel durchschnitt, sah man an den Nordhängen noch ein wenig eigensinnigen Schnee, der nicht begreifen wollte, daß seine Frist vorüber sei. Die Luft über den Wiesen war schon wieder farbig, und aus den Wässern strahlte das Blau des Himmels leuchtend zurück, hart und kräftig — ein Anfang des Werdens, und eben auch erfüllt von Entschlossenheit!

Das alte Wertenberg lag behaglich in seinem Tal, noch ein wenig von dem Golddunst des Vormittags überschleiert. Aber die Turmdächer glänzten hoch und frei, und auf den Plätzen war man dabei, die grauen Bretterhüllen von den Brunnen zu nehmen.

Sinklar, schon vergnügt darüber, daß er einmal nicht im Bureau saß, bummelte ohne Ziel durch ein paar Straßen und kam mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zum Park.

Er trat ein, setzte sich, faltete die Hände über dem Stockgriff und wollte sich eben — mit einem leisen, behaglichen Pensionistengefühl — in dieses glückselige Geschenk von Licht und Wärme hineinduseln, als er Schritte hörte.

Es war Marianne... Sie ging sehr langsam, las dabei und bewegte manchmal die Lippen — wahrscheinlich wiederholte oder lernte sie eine Rolle; und als sie für eine Sekunde stehenblieb, mit der Hand eine pathetische Bewegung andeutete und aufblickte, mußte sie Sinklar entdecken. Ein wenig erschrocken, stutzte sie in dieser Haltung; dann kam sie lächelnd auf ihn zu.

Er stand auf. Dies alles sah aus wie eine Bühnenszene.

„Guten Tag! Was tust du hier, Lieber?“ sagte sie mit freundlicher Gemütsruhe. „Hast du auf mich gewartet? Ist das nicht ein wunderbarer Morgen?“

In einem grauen Kostüm, mit einem hellblauen Hütchen und sehr feinen Handschuhen stand sie vor ihm — für Sinklar rätselhaft unbefangen und deshalb fast so fremd, als sähe er sie zum erstenmal. Was er sich für die heutige Begegnung zurechtgelegt hatte, Ergebnis mancher Wochen, vergrübelter Stunden, trauriger Nächte, wurde zu einem wesenlosen Konzept, zu einer stillosen Prinzipien- und Programmrede — kein Gedanke, auch nur einen Satz davon auszusprechen!

(Fortsetzung folgt.)

Inges Bild.

Skizze von **Carola v. Crailsheim-Rügland.**

Die Zeit der sommerlichen Ausflüge, Ruderpartien, Tanzfeste im Freien war da. Aber Inge sollte sie nicht zu Hause verbringen. Die großen Schwestern wollten es nicht. Sie hatten die Mutter bestimmt, Inge fortzutun. Warum? Aus einem sehr einfachen Grunde; er klang wie aus einem Märchen: Inge war zu hübsch. Sie hatte jetzt die Schule hinter sich, und nun wurde sie den Schwestern lästig. Schon sagten Elses und Mimis Freunde bei jedem Anlaß: „Nehmt doch eure reizende kleine Schwester mit! Rudert sie nicht auch gern? Läuft sie nicht auch gern spazieren?“ Else und Mimi wurden böse: „Du wirst sehen, Mutter“, klagten sie, „Inge nimmt uns die Freier weg. Sie heiratet sicher vor uns, das darf doch nicht sein.“ Die Mutter besann sich Tag und Nacht, wohin sie Inge geben könne. Denn, wie sehr sie ihre älteren Töchter verstand, so wollte sie doch, daß auch der jüngsten Gerechtigkeit widerfahre.

„Sag mal, Kind, du sollst jetzt doch eine praktische Ausbildung haben“, sagte sie. „Wie wäre es mit deinem Zeichen- und Maltalent?“

Inge sah verwundert auf die Mutter und antwortete nach kurzem Besinnen: „Ja, ich würde gerne ernsthaft zeichnen lernen.“

Die Mutter hatte eine entfernte Verwandte in Dachau. War das nicht heute wie immer der gegebene Ort zum Zeichnen und Malen?

Frau Martha Amstein war vom ersten Augenblick an entzückt von dem jungen frohen Geschöpf. „Nein, wie blond du bist!“ rief sie schon beim Abholen am Bahnhof. Und am nächsten Morgen sagte sie: „Wenn du lachst, Inge, da geht einem ja das Herz auf! Frau Martha war eine große, dürre Frau, die leicht weinte, gern in der verdunkelten Stube saß und über des Lebens Nichtigkeit nachsann. Der Onkel galt als berühmter Sportsmann. Er trieb sich auf dem ganzen Kontinent herum und schrieb schwer lesbare, bunte Ansichtskarten, die von Sportangelegenheiten berichteten. Ab und zu, wenn er etwas ganz Besonderes erlebte, wenn ihn etwa ein Tenniskampf begeisterte, schickte er ein Telegramm, das seine Gattin nicht im mindesten interessierte.

Mit aller Energie hatte Frau Martha den besten Zeichenlehrer für Inge ausfindig gemacht. Es war ein älterer Professor, der sich über Inges Talent zwar vorsichtig, aber doch hoffnungsvoll aussprach. Er hieß sie, viel nach der Natur zu zeichnen, besonders Tiere und Blumen, wie Inge selbst es am meisten wünschte. So saß sie denn viele Wochen im Garten des Amsteinschen Hauses, zeichnete die Akeleien, den Flieder, den Jasmin, die Schwertlilien, die Blüten des Fingerhuts.

Dann wünschte Inges Lehrer, daß sie ihre Motive auswärts suche. „Geh nur nicht so weit fort, Kind“, jammerte Tante Martha, „und komm ja pünktlich zu Tisch heim!“ Inge lief die Straße hinab und entdeckte bald einen reizenden Platz am Kanal. In der Böschung konnte sie halb versteckt sitzen und die Enten zeichnen. Ach, war das hübsch! Sie vergaß alles ringsum, den Himmel, Tante Martha, hörte nicht einmal mehr die Wagen oben auf der Straße. Wie hat der liebe Gott die Enten so schön gekleidet! dachte sie und schaute immer erneut auf das tiefe Grün, das helle Weiß und die dunkelblauen Streifen im Federkleid. Dann plötzlich — erschrak sie: Die Kirchenglocken klangen. War es elf oder schon zwölf Uhr? Zu dumm, daß sie keine Uhr bei sich hatte, aber es war auf alle Fälle besser, den Heimweg anzutreten. Seufzend griff sie nach ihrem Hut, packte ihre Sachen und wollte eben aufstehen, als eine Stimme hinter ihr sagte: „Bitte, bleiben Sie doch sitzen! Ich bin bald fertig; Sie dürfen mir nicht weglaufen.“ Erstaunt wandte sich Inge und lachte laut auf. Gerade über ihr in der Böschung kauerte ein junger Maler und malte mit seinen Aquarellfarben nichts anderes als sie, Inge, wie sie so versunken am Wasser saß.

„Habe ich Ihnen denn erlaubt, mich zu zeichnen?“ fragte sie.

„Sie haben doch die Enten auch nicht um Erlaubnis gefragt“, lachte der Maler zurück. Er hatte eine Hakennase wie ein junger Römer und war so braungebrannt, als habe er monatelang in der Sonne gelegen. „In Dachau darf man alles zeichnen, was einem gefällt“, rief er zu ihr hinab und äugte scharf nach dem Vergißmeinnichtstrauß, den sie neben sich liegen hatte. „Bitte, bleiben Sie doch noch sitzen wie vorhin!“ Gehorsam wandte sie sich und wiederholte neckend: „Was einem gefällt? Ich gefalle Ihnen also?“

Einen Augenblick herrschte Stille, dann sagte der junge Maler, als habe er es inzwischen ernstlich bedacht: „Vielleicht.“ Dann beugte er sich erneut über seine Arbeit.

Endlich war er fertig und erlaubte Inge sogar, das Bild zu betrachten. Sie war voller Bewunderung. Reifes, geschultes Können, eine hochentwickelte Technik hatten eine Farbenskizze geschaffen, in der der ganze frühe, wunderbare Sommertag verkörpert schien. „Gefällt es Ihnen?“

„Vielleicht“, erwiderte Inge, seine Antwort von vorhin nachahmend. Und dann war es das Natürlichste auf der Welt, daß er sie heim begleitete.

„Bei Amsteins wohnen Sie?“ fragte er verwundert, „die kenne ich gut.“ Und dann nannte er seinen Namen. Rüdiger Wendland hieß er. „Und Sie?“ — „Ich heiße Inge.“ — „Einfach Inge?“ — Sie lachte.

„Treffen wir uns morgen, Fräulein Inge? Und darf ich dann wieder eine Skizze machen?“

„Vielleicht“, lächelte sie. Dann verabredeten sie Stunde und Ort, schüttelten sich die Hände und waren wie gute alte Kameraden.

Draußen in der Einsamkeit des Mooses machte Rüdiger Wendland viele Farbskizzen von Inge. Er zeichnete sie im Stehen und Gehen, im Profil und von vorn, er zeichnete ihre Hände, ihren Haaransatz, ihren Mund, machte eine erneute Skizze von ihr im Schreiten gegen den Wind und Sonne. Sie sprachen wenig bei seiner Arbeit. Sie sahen sich nur an, und manchmal lächelten sie und reichten sich die Hände beim Kommen und beim Gehen. Tante Martha klagte: „Immer bist du jetzt fort, Kind. Bleib doch einmal bei mir zu Haus!“

Es kamen wirklich Wochen, da ihre Bitte in Erfüllung ging. Wendland sperrte sich in seiner Werkstatt ein und arbeitete so fieberhaft, daß er nicht eine Stunde am Tag mehr Zeit hatte, Inge zu treffen. Sie aber saß in Martha Amsteins düsterem Zimmer, las ihr den Don Quichote vor und ließ sich die Lebensgeschichte der Tante erzählen.

Was hatte übrigens die Tante gesagt? Die große Gemäldeausstellung in München war gestern eröffnet worden. Ob Rüdiger ausgestellt hatte? Inge wollte morgen in aller Frühe in die Stadt fahren und nachsehen.

Aber am nächsten Tage kam ein Zettel von ihm. Ob sie zusammen in die Ausstellung fahren wollten? Sie trafen sich nach langen Woche wieder, schauten sich in die Augen, lächelten und schwiegen. Es hatte sich in jedem von ihnen während der langen Zeit so viel angehäuft, daß sie nicht wußten, womit beginnen. Schweigend langten sie in der Ausstellung an. Rüdiger Wendland geleitete Inge durch viele Säle, und dann stand sie vor ihrem eigenen

Bild. Denn das war sie, Inge, die da unter dem weiten Sommerhimmel des Dachauer Mooses stand. Ein paar Kiefern hockten am Wegrand. Schwarze Torfstiche gähnten, niedrige Hütten, Schuppen und Brüche reihten sich in der unendlichen Ferne eines unendlichen Horizontes. Das Mädchen auf dem Bild trug das einfache, fast ärmliche Werktagskleid der Gegend. Aber über der Armut des Gewandes leuchtete mit Blondhaar, roten Wangen, lächelndem Munde der Reichtum der Jugend, dem das kargste Erdenland ein Paradiesesgarten wird.

Da kam ein Bediensteter herbei und bat Rüdiger ins Sekretariat, dort wäre eine Anfrage. Des Malers Gesicht strahlte auf, er bat Inge zu warten und eilte fort. Es kamen viele Menschen, das Bild zu betrachten. Inge trat gegen ein Fenster. Wenn man sie erkannte, wußte sie gar nicht, wie sich benehmen.

Plötzlich war Rüdiger wieder da. Er sah blaß aus: „Jetzt weiß ich rein nicht, was ich tun soll" sagte er. „Ich habe doch immer nur gemalt und gemalt, daß dieses Bild zur Ausstellung fertig wird. Aber da ist nun ein großer Industrieller, ein reicher Mann, der will das Bild kaufen und das Modell sehen. Ich habe ihm geantwortet, ich müsse es erst fragen."

Rüdiger schwieg. Nach einer Pause fragte er: „Was soll ich ihm sagen?"

„Das Bild ist zu verkaufen, das Modell aber nicht zu sehen."

„Und warum nicht, Inge? — Weil du meine kleine Inge bist?"

Sie begriff noch nicht recht, aber sie lachte ihn an, schickte ihn ins Sekretariat zurück, und dann verließen sie die Ausstellung, fuhren hinaus in das alte liebe Dachau und wanderten durch Straßen und Gassen ins Moor. Sonne glühte über dem einsamen Land. Ein Habicht warf sich hoch. Sie sprachen von der Tante und von Inges Mutter. „Glaubst du, sie haben etwas dagegen, wenn wir uns heiraten?"

„Ich glaube nicht", entgegnete Inge.

Der Zauberteppich.

Eine chinesische Geschichte.

Wa Kong ist immer ein bißchen abergläubisch gewesen. Und er hat auch mit den Frauen selten Glück gehabt. So sitzt Li bei ihm zu Hause als seine Ehefrau, aber Li ist heftig zu ihm und es soll schon einmal vorgekommen sein, daß sie ihm mit einem Besen bis weit auf die Straße nachlief. Die Leute lachten, aber Wa Kong fluchte innerlich und bat die Götter, den Sinn dieses Weibes zu wandeln.

Er mußte arbeiten und Li verwaltete den Verdienst. Sie aß gern die kleinen Plätzchen, die der fliegende Bäcker auf dem Rost anfertigte, und er wagte nicht zu fragen, ob für ihn ein paar Taels für Reisschnaps übrig blieben. Dabei ging es ihnen gar nicht so schlecht, seitdem er Werkmeister in einer kleinen Fabrik war.

Eines Tages hatte der Händler einen Teppich in grellen Farben. Was das für ein Teppich sei, der da so bunt aussehe, wie der Himmel bei Gewitter.

Es sei ein Zauberteppich.

Ah, ein Zauberteppich, und wieso?

Er habe die Eigenschaft, die Temperamente zu verändern. Aus böse mache er gut und umgekehrt.

Das war gut, diesen Teppich mußte er für Li haben. Li sollte gut werden.

Der Händler war für Wa Kong ein großer Mann, und was er sagte, mußte Wahrheit sein. Als aber der Händler Wa Kongs Bereitschaft zum Kaufe sah, da wurde er redselig.

„Unverwüstlich ist der, die Farben halten ewig. Du kannst ihn nicht zerreißen, denn er ist millionenfach aus bester Wolle von Schafen geknüpft. Und dann wie gesagt, er ist ein Zauberteppich."

Das war entscheidend.

Wa Kong lieh sich die hundert Taels, die der Teppich kostete, und brachte ihn eines Tages ins Haus.

Li fauchte.

„Du Narr, was hast du für diesen Teppich bezahlt? Er ist nicht schön und wird bald zerrissen sein."

Aber Wa Kong wußte es besser. Er legte den Teppich in Lis Zimmer und wartete der zauberhaften Dinge, die da kommen sollten.

Und sie kamen. Die Farben bleichten dahin und der Teppich riß. Also hatte der Händler ihn betrogen. Eine furchtbare Wut bemächtigte sich Wa Kongs und er war fest entschlossen, den Betrüger zu verprügeln. Schon wollte er sich aufmachen, um seiner Rache freien Lauf zu lassen, als Li ihn mit Schmähworten überhäufte.

Auf einmal in Wut schrie er sie an. Und als sie nicht aufhörte, kochte seine Galle über. Er lief nach dem Besen und verdrosch sie, daß ihr Geschrei weit hinausklang.

„Hör auf, mein Herr und Gebieter," rief sie endlich „ich will auch alles tun, was du willst."

O, das war Musik in den Ohren Wa Kongs. Und er muß die Probe auf das Exempel machen.

„Gib mir Geld", sagte er, und siehe da, Li gehorchte zitternd.

Wa Kong aber legte den Teppich wieder hin und streichelte ihn.

Es war doch ein Zauberteppich.



Bunte Chronik

Zusammenhang zwischen Krebs und der Tuberkulose?

Auf Grund statistischer Untersuchungen ist der Melbourner Gelehrte Thomas Cherry zu der Überzeugung gelangt, daß zwischen der Tuberkulose und dem Krebs ein gewisser Zusammenhang besteht. Nach dem Genannten liegt die Möglichkeit vor, daß die Verbreitung des Krebses abhängig ist von dem Grade, in dem der Betreffende mit Tuberkelbazillen in Berührung kommt. Bei Mäusen, denen Cherry sehr geringe Mengen virulenter Tuberkelbazillen einspritzte, bildete sich nämlich ein Zustand heraus, der dem bei dem sogenannten Teerkrebs beobachteten außerordentlich ähnlich war. Der Melbourner Forscher vertritt die Ansicht, daß der Erreger, der für die Entstehung des Krebses verantwortlich zu machen ist, sich an den Stellen des Körpers festsetzt, an denen sich später das Krebsgeschwür bildet, und daß dieser Erreger, gerade wie die Tuberkelbazillen für die Lungen, für bestimmte Körperstellen eine ausgesprochene Vorliebe aufweist. Nach Cherry würde der Krebs mittelbar durch die Tuberkelbazillen gefördert und diesen habe vornehmlich der Kampf zu gelten, wenn man jenen ausrotten wolle. Die Ansicht des Melbourner Forschers ist zwar sehr interessant, klingt aber auch reichlich phantastisch.

Hawkes macht ganze Arbeit

Es ist nicht schön, wenn man ein Haus besitzt, und dieses Haus soll dann sozusagen über dem Kopfe versteigert werden. Gelegentlich kommt jemand in solcher Lage auf einen Einfall, der ihm zwar nichts nützt, aber auch die Gläubiger hineinlegt. Da war in Ducheß (Newyork) ein Mann mit Namen Hawkes, der auf sein Haus mehr Hypotheken aufgenommen hatte, als gut und nützlich war. Er konnte schließlich die Zinsen nicht mehr aufbringen, und das Haus sollte zur Zwangsversteigerung kommen. Hawkes gab nicht nach. Er entfernte aus dem Hause alles, was nicht niet- und nagelfest war, und alsdann griff er zu einem schweren Vorschlaghammer und schlug sämtliche Wände ein. Zwei Wagen fuhren diesen Bauschutt fort, und als der Gerichtsvollzieher erschien, fand er nichts vor als den leeren Platz, auf dem einmal das gepfändete Haus gestanden hatte. Nach amerikanischem Recht ist das Versteigerungsverfahren von selbst erloschen, wenn die zu versteigernde Sache unwiederbringlich verloren ist, und eine Ersatzversteigerung ist nicht ohne weiteres möglich. So war Hawkes zwar sein Haus los, aber er hatte wenigstens den Triumph, daß auch die Gläubiger leer ausgingen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.